

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Ronnith Neumann
Die Tür

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Ende der Saison	9
Septembernachmittag in Loulé I	15
Septembernachmittag in Loulé II	20
Septembernachmittag in Loulé III	27
Begegnung am Meer	29
Ich denke...	35
Der blinde Junge	41
Tod durch Totschlag	46
Die Fabrik	52
Frühling	59
Kind am Fluß	61
Der Streik	77
Ein Abend wie jeder andere	85
Ein gedeckter Tisch	96
Der Hut	101
Die Tür	106
Der Clown	111
Das Brot	115
Nashkach	120
Im Schatten der Sonnenblumen	133
Begegnung	143
Aber was ist, wenn die Zeit selbst die Krankheit ist...	149
Insel ohne Wiederkehr	174
Eine ganz kurze Geschichte	189
Selberschuld	190
Geruch des Mississippi	196
Das Protokoll	202
Die rosafarbene Stola	222
Intermezzo	229
Die letzte Reise	241

Ende der Saison

Es war naßkalt; ein dünner Schneeregen fiel ins Tal und verwandelte die letzten Reste des spärlichen Schnees in pappige, dicht aneinandergereihte Hügel, die sich seitlich der Hauptstraße den Berg hinauszogen.

Maria Pescosta ging die Hauptstraße hinab, über die Kreuzung, über die Brücke, unter der der Dorfbach jetzt, im Frühling, aus Eis und Schnee hervorbrach und zu neuem Leben erwachte, ging die Hauptstraße bis zum Ende des Dorfes, ging, zwei große, schwere Einkaufskörbe je zur Rechten und zur Linken, ging, seufzend über die Last, die ihren Buckel krümmte, so sehr sie sich auch bemühte, aufrecht und mit erhobenem Kopf zu gehen, ging, im Schritt langsamer werdend, und bog schließlich von der Hauptstraße in eine enge Gasse, wo sie vor einem alten, mit Efeu berankten Haus stehenblieb. Sie setzte die Körbe auf dem Boden ab, kramte den Schlüssel aus der Manteltasche und tastete mit ihm nach dem Schloß.

In der Küche stand die Kanne mit dem dampfenden Milchkaffee schon auf dem Herd. Albert Pescosta saß, den Kopf in beide Hände gestützt, auf der Eckbank am Küchentisch. Der Blick seiner zusammengekniffenen Augen wanderte langsam über die Buchstaben der vor ihm ausgebreiteten Morgenzeitung.

»Gibt nichts Neues«, knurrte er, ohne den Kopf zu heben. »Höchstens, daß die Saison sehr schlecht war. *Den Erwartungen nicht entsprochen*«, zitierte er.

»Du wirst dir die Augen verderben. Warum nimmst du nicht deine Brille?« sagte Maria Pescosta, die Bänder der Schürze im Kreuz verknötend. Sie stellte die Einkaufskörbe auf die beiden dafür vorgesehenen Schemel, nahm die Kanne mit dem Milchkaffee vom Herd und trug sie zum Tisch. Von draußen hörte man das Klappen von Autotüren. Gelächter, Versprechungen, Wünsche und Hoffnungen. Abschiedsrufe.

»Das war's dann wohl«, sagte Albert Pescosta. Er sah von seiner

Zeitung hoch und zum Fenster hinaus. »Die letzten Touristen. Der Winter ist zu Ende.«

Maria Pescosta ging an die Küchentür, die einen Spaltbreit geöffnet stand, und rief in den Flur hinaus, die Treppe hinauf nach Elisabeth.

»Ich glaube, es wird uns nichts anderes übrigbleiben. Wir werden umbauen müssen«, sagte Albert Pescosta. Die Zeitung lag zusammengefaltet vor ihm auf dem Tisch; er stützte sich mit den Ellenbogen auf sie, die Hände unter dem Kinn gefaltet.

»Mein Gott, wo bleibt das Mädels nur!« Maria Pescosta stapfte an die Tür und brüllte den Namen »Elisabeth« in den Flur, die Treppe hinauf. Ein schwaches »Ja« kam von weit oben und gleich darauf ein »Ich-komme-gleich«.

»Aber fix«, brüllte Maria Pescosta.

»Was meinst du, Frau?« sagte Albert Pescosta.

»Gar nichts, mein' ich«, sagte Maria Pescosta. »Das mit dem Umbau habt ihr seit drei Jahren vor, und bis jetzt ist alles nur Gerede.«

»Aber es wird uns nichts anderes übrigbleiben, wenn wir mithalten wollen«, sagte Albert Pescosta.

»Mithalten! – Vor drei Jahren hättest umbauen solln! Als der Kostner umgebaut hat. Da hättest mithalten müssen! Jetzt ist's zu spät.«

»Es ist nie zu spät, Frau, nie, wenn man nur will.«

Elisabeth kam in die Küche.

»Pack die Körbe aus, aber fix! Ewig diese Trödelei«, sagte Maria Pescosta und goß Milchkaffee in vier verschiedene auf dem Tisch stehende Becher.

»Für was ist's nie zu spät?« fragte Elisabeth. Sie stand da mit großen, runden Augen, ein rotes Taschentuch in den Händen.

»Hör, was deine Mutter sagt, und pack die Körbe aus«, sagte Albert Pescosta.

Maria Pescosta warf ihr einen wütenden Blick zu: »Aber fix! Wir haben nicht den ganzen Tag Zeit!«

»Ja, ja, schon gut«, sagte Elisabeth gedehnt, steckte das Taschentuch weg und beugte sich über die Körbe. Sie trug einen blaßrosa

Jogging-Anzug mit der Aufschrift ›Racing‹ und mit einem roten Tuch im Reißverschlußausschnitt.

»Wir sollten die Sache einmal in Ruhe durchrechnen«, sagte Albert Pescosta. »Der Josef, der Karl und der alte Christian haben angeboten, uns zu helfen.«

»Und wo willst du den Kredit herbekommen?« sagte Maria Pescosta. »Du kennst doch die Banken. Das alte Haus ist für die noch lang keine Sicherheit.«

Sie setzte sich über Eck an den Tisch zu Albert Pescosta; ihre Finger zupften unruhig an der weißen Schürze herum.

»Ich habe mir überlegt... vielleicht kann der Micha da etwas machen«, sagte Albert Pescosta.

»Wie das?« Maria Pescostas Finger verharrten für einen Augenblick, aber angespannt und hoch aufgerichtet; wie Spieße stachen sie in die Luft.

»Ja – der Micha – der bekommt doch eine Studienhilfe für Be-gabte...«

»Die braucht der doch selbst!«

»Wir zahlen sie ihm ja zurück!«

Maria Pescosta biß sich auf die Lippen. Elisabeth ließ eine Obst-dose fallen. Stille.

»Nein, das geht nicht. Der Micha, der muß studieren«, sagte Maria Pescosta in die Stille.

»Und ich? – Was wird mit mir?«

Albert und Maria Pescosta starrten zu Elisabeth hinüber, die mit der eingedellten Obstdose in der Hand zwischen den beiden Ein-kaufskörben stand.

»Du hast doch gar kein Abitur!« platzte Maria Pescosta heraus.

»Ich will in die Boutique. Das wißt ihr genau«, sagte Elisabeth.

»Das ist keine Zukunft, Kind«, sagte Albert Pescosta.

»Es ist sehr wohl eine, sehr wohl ist das eine Zukunft!«

»Es ist keine. Vater hat recht.«

»Was für Jasmin eine Zukunft ist, ist auch eine für mich.«

»Jasmin – Jasmin hat reiche Eltern«, sagte Maria Pescosta. Ihre Hände glätteten die Schürze und legten sich in den Schoß. Elisa-beth knallte die Obstdose auf den Tisch.

»Jasmin, Elke, Valeria, Marie – für alle diese Mädchen ist es eine Zukunft! Elke und Marie haben keine reichen Eltern. Trotzdem ist es ihre Zukunft. Warum nicht auch für mich?«

»Weil deine Zukunft hier im Haus ist«, sagte Maria Pescosta. Sie lehnte sich in der Bank zurück, die Hände im Schoß.

»Niemals«, zischte Elisabeth, »niemals!«

Sie ballte die Hände zu Fäusten und schlug mit ihnen auf die Tischplatte. Sie stand gekrümmt über der Mutter, die beiden Frauen starrten einander in die Augen. Ohne den Blick zu senken, richtete sich Maria Pescosta auf:

»Sehr wohl – du wirst sehr wohl hierbleiben. Du wirst die Betten machen und die Küche machen und die Zimmer und die Bäder und die Kloschüsseln genau wie ich. Das wirst du machen. Den ganzen Dreck! Den ganzen verdammten Dreck!« schrie sie.

»Jetzt ist es heraus«, sagte Elisabeth. »Jetzt hast du es endlich herausgebracht. Wenn *du* nicht, dann *ich* auch nicht! So ist es doch, Mutter? Oder?«

»Jahrelang hab' ich den Dreck für euch gemacht, hab' mich kaputtgemacht für ein Taschengeld, für das nicht einmal ein Lippenstift drin gewesen wäre! Und jetzt soll ich weiter den Dreck machen? Ich allein? Während meine liebe Tochter, die sich für was Besseres hält, in die Boutique geht und sich für das viele Geld, das sie dort verdient, feinmacht und all das kauft, was ich nie haben konnte!«

Maria Pescosta vergrub das Gesicht in beiden Händen.

»Für mich hast du den Dreck gemacht...? – Für mich hast du nie irgendeinen Dreck gemacht, Mutter!«

»Doch, doch. Für dich. Auch für dich«, schluchzte Maria Pescosta, das Gesicht in den Händen vergraben.

»Für Micha hast du es gemacht. Das wissen wir beide. Für Micha und sonst niemanden. Das weißt du, das weiß ich, Vater weiß es, und Micha weiß es auch.«

Albert Pescosta räusperte sich und senkte den Blick. Maria Pescosta weinte hemmunglos, das Gesicht in den Händen vergraben.

Albert Pescosta erhob sich von der Bank, ging zum Kühlschrank und nahm eine Flasche Bier heraus.

»Hättest du mich in Ruhe gelassen bei meinen Schulaufgaben, wie du es bei Micha getan hast; hättest du mit mir gelernt, wie du mit Micha gelernt hast; hättest du auch mich Vokabeln abgehört, hättest du mir den Mut zugesprochen, den du Micha zugesprochen hast, dann hätte auch ich mein Abitur geschafft! Dann wäre ich nicht die dumme Sitzengebliebene geworden!«

»Hätte, hätte – willst du ein Bier?«

Albert Pescosta hielt seiner Tochter die Flasche hin. Das Mädchen schlug sie ihm aus der Hand. Die Flasche zerschellte am Boden. Das Bier breitete sich aus. Die Lache schäumte und zischte. Albert Pescosta stand da und starrte auf die Lache am Boden. Dann ging er zum Tisch und setzte sich auf die äußerste Ecke der Bank. Seine Lippen bewegten sich stumm. Die Hände zitterten ihm auf den Knien.

Maria Pescosta hatte aufgehört zu weinen. Sie sah Elisabeth mit geradem Blick an. Sie zog ein Taschentuch aus der Schürzentasche und schnaubte sich die Nase. Sie behielt das Taschentuch in den Händen und sah ihre Tochter unverändert gerade an. Elisabeth holte einen Handfeger und eine Schippe aus dem Wandschrank.

»Laß«, sagte Maria Pescosta.

Elisabeth stand unschlüssig, in der einen Hand die Schippe, in der anderen den Feger. Sie blickte auf die Bierlache mit den Glascherben, dann blickte sie zu ihrem Vater hinüber. Der sah vor sich auf den Boden. Seine Lippen waren geschlossen, die Hände zitterten nicht mehr.

»Setz dich«, sagte Maria Pescosta.

Elisabeth machte eine Handbewegung

»Dort hin«, sagte Maria Pescosta.

Elisabeth setzte sich auf einen Stuhl ihr gegenüber.

»Leg die Schippe und den Feger weg.«

Elisabeth legte beides neben den Stuhl auf den Boden. Die beiden Frauen sahen einander an. Es war, als sähen sie sich zum ersten Mal. Es war wie eine Umarmung. Es war das erste Mal, daß sie sich umarmten.

Draußen fuhr ein Wagen durch die Gasse vor das Haus. Ein jun-

ger Mann sprang pfeifend heraus. Er kam in die Küche gestürzt, stand groß im Raum und intonierte:

»Sagt nichts. Ich habe mir alles genau überlegt. Wir bauen das Haus um und machen ein Hotel Garni daraus. Mutter und Elisabeth kümmern sich um die Zimmer, Vater und ich ums Frühstück und um die Bar.«

Albert Pescosta hob den Blick und sah seinen Sohn an: »Und woher nimmst du das Geld für den Umbau?«

Micha lächelte. Er sah zum Fenster hinaus. Die Windschutzscheibe des Wagens, draußen vor dem Haus, reflektierte im Sonnenlicht. Die Sonne war für einen Augenblick hinter einer dunklen Wolkenwand hervorgebrochen. Es war nur ein kurzes Aufflackern des Lichts in der Scheibe des Wagens. Danach regnete es wieder.

Ich danke der Gemeinde von Corvara (Alta Badia), wo während meines Aufenthaltes diese Geschichte entstand.

Septembernachmittag in Loulé I

Zwei alte Männer saßen in einer Bar in einer Seitenstraße von Loulé. Jeden Tag um die gleiche Zeit saßen sie dort, aber sie saßen an getrennten Tischen, denn sie kannten einander nicht oder nur vom Sehen, so kannten sie sich. Der eine alte Mann saß im hinteren Teil der Bar am letzten Tisch vor den Toiletten, und er trug eine helle Leinenjacke und einen dazu passenden hellen Hut. Der andere saß vorn am ersten Tisch, gleich neben der Eingangstür. Er war ärmlich gekleidet, blickte mit lidlosen, runden Augen vor sich hin, und die fünf Zähne seines Unterkiefers standen spitz und lang heraus, so daß sie sich, wenn er den Mund schloß, über die Oberlippe schoben und ihm das Aussehen eines Piranhas verliehen.

Es war einer der letzten heißen Nachmittage im September, und durch die weitgeöffnete Tür sah man die Straße, weiß, staubig und menschenleer, aber drinnen war es dämmerig und angenehm kühl. Die Bar war wie ein langer Schlauch. Der Gang zwischen den Tischen und der Theke war sehr schmal. Auf der äußersten Ecke der Theke stand ein Ventilator. Der Ventilator lief leise surrend, und die Kellnerin ging mit einem kleinen runden Tablett in der linken Armbeuge durch den schmalen Gang zu dem Tisch an der Tür und stellte ein Glas Bier auf den Pappdeckel des einen alten Mannes, dann ging sie den Gang zurück in Richtung der Toiletten und stellte ein Glas Weißwein auf den Tisch des anderen.

›Wie dumm‹, dachte sie, ›wieviel lieber wäre ich mit zum Strand gefahren.‹ Es war Samstag, und ihre Freunde waren zum Einkaufen auf den Markt von Loulé gekommen und anschließend ans Meer gefahren. Die Kellnerin war jung und dunkelhäutig, ihre Eltern stammten noch aus Moçambique, eine der früheren Kolonien Portugals, und sie war hübsch und lebenshungrig und begierig darauf, nichts zu versäumen. Jetzt, zum Nachmittag, war der Markt vorüber, und die Stände waren abgebaut, bis auf einige Wäsche- und Kleiderstände, die immer die Rua Combatentes da

Grande Guerra* hinauf standen, und es war kaum zu erwarten, daß außer den beiden Alten, die jeden Nachmittag in der Bar saßen, und den drei Burschen am Tresen, die sie nicht einmal kannte und die in einer fremden Sprache miteinander sprachen, noch irgendwelche Gäste in die Bar kommen würden. Der Junior hätte ihr also ruhig freigeben können, aber der war so eifersüchtig, daß sie keine Lust verspürt hatte, ihn darum zu bitten, und sich deshalb vorhin sehr schnell von ihren Freunden an der Tür verabschiedet hatte.

Sie lehnte an der Theke und warf einen verstohlenen Blick hinter den Tresen, wo der Junior am Becken Gläser spülte, sie trocknete und nacheinander in das Regal hinter sich einordnete. Sie beobachtete mißbilligend, wie er pedantisch ein Glas neben das andere reihte, und erblickte sich dabei in der Spiegelwand zwischen Gläsern und Flaschen, wie sie über ihre Schulter sah mit den krausen schwarzen Haaren, zu einem Zopf geflochten, der zwischen ihren mageren, spitz hervorspringenden Schulterblättern über ihrer dunklen Haut in dem pinkfarbenen Top lang herunterhing, und als sie wieder nach vorn blickte, sah sie die beiden Alten, die zur gleichen Zeit die Hand hoben. Sie nickte kurz hinüber zur Eingangstür, dann ging sie zu dem Alten, der vor den Toiletten saß, und fragte ihn, was er haben wolle. Sie brachte ihm ein zweites Glas Weißwein und schob den Rechnungszettel für beide Gläser unter den Aschenbecher, dann ging sie zu dem, der an der Tür saß, stellte ihm das Bier hin und machte zwei Striche auf dem Pappuntersatz. Sie überlegte, auf die Toilette zu gehen und sich die Haare zu richten. Sie ging den Gang hinunter und an dem Alten mit dem Weißwein vorüber, dessen Blick sie bis in die Toilette hinein verfolgte.

Der alte Mann kramte eine Pfeife, ein Feuerzeug und ein Päckchen Tabak aus einem dunklen ledernen Beutel, den er neben dem Glas Wein auf dem Tisch liegen hatte. Er stopfte die Pfeife, hielt das brennende Feuerzeug an die Öffnung des Pfeifenkopfes und sog ein paarmal kräftig an der Pfeife, bis sie brannte. Der Hut hatte

* Straße der Kämpfer des Großen Krieges

sich ihm ins Gesicht geschoben, und die breite Krempe verhängte ihm die Sicht. Er schob ihn zurück, sog an der Pfeife und sah hinüber zu dem alten Mann an der Tür. Der blickte mit lidlosen, runden Augen vor sich auf das Bier, mahlte dabei mit den Kiefern, und jedesmal, wenn die Lippen sich schlossen, klappten sich die fünf Zähne des Unterkiefers über die Oberlippe, und er sah aus wie ein Piranha-Fisch. ›Welche Gedanken einen solchen Menschen wohl bewegen?‹ dachte der alte Mann mit der Pfeife. ›Was mag er denken, wenn die anderen über ihn lachen? Bekommt er Angst, wenn er sich im Spiegel sieht? Aber vielleicht hat er gar keinen Spiegel. Spiegel sind bequem. Sie sind zeitlos. Sie bleiben im Dunkeln. Wenn man es will. Da kann man ihnen aus dem Wege gehen,‹ dachte der alte Mann und sog an seiner Pfeife. Er war Schriftsteller, und sein Arbeitszimmer lag im obersten Stockwerk, unter dem Dach eines Hauses, das in der Rua David Teixeira stand, jener Straße, die der andere Alte kehrte.

Der war ein guter Straßenkehrer; er war nie etwas anderes gewesen, und obwohl er nun alt war und das Handwerk langsam ausstarb, gab ihm die Stadt das Gnadenbrot. Jetzt saß er wie jeden Nachmittag in der Bar und gab rund die Hälfte von dem Geld, das er am Tage verdiente, für die drei Glas Bier aus, und weiter hinten in der Bar, am Tisch vor den Toiletten, saß wie immer der Schriftsteller.

O ja, er kannte ihn. Wenn er seine Straße kehrte, konnte er ihn oben in seinem Fenster unter dem schrägen Dach sitzen und arbeiten sehen, und jetzt saß er wie jeden Nachmittag in der Bar, ganz hinten, an seinem Tisch, und er selbst saß vorn an der Tür, und ein frisches Glas Bier stand vor ihm auf dem Tisch, und er kannte die Kellnerin, er brauchte nur mit dem Kopf zu nicken, und auch die Bar, die kannte er, schon viele Jahre kannte er diese Bar, und es war alles in Ordnung, so, wie es war, so war es gut und in Ordnung. Er trank einen Schluck von dem Bier, es war erst das zweite Glas, und er kaute das Bier, er kaute es langsam und genüsslich, und er schloß den Mund, während er das Glas auf den Tisch zurückstellte. Dann lugte er mit einem Auge hinüber zu dem anderen Tisch, und als er sah, daß der Schriftsteller ebenfalls zu ihm herüberblickte, ließ er

seine Augen schnell über die Theke schweifen und zu den drei jungen Burschen, die dort auf den hohen Hockern saßen und in einer fremden Sprache miteinander sprachen. Der Schriftsteller lächelte und klopfte die Pfeife im Aschenbecher aus. Die Kellnerin kam aus der Toilette, und er rief sie an seinen Tisch.

»Was wünschen Sie, bitte?« fragte die Kellnerin.

»Bringen Sie mir bitte ein neues Glas von dem Wein, und fragen Sie den alten Mann an der Tür, was er trinken möchte. Er soll sich etwas auf meine Rechnung bestellen.«

»Sehr wohl, mein Herr. Ich werde ihn sofort fragen«, sagte die Kellnerin und ging an der Theke entlang und an den drei jungen Burschen vorbei, und der Schriftsteller sah, wie sie sich zu dem Straßenkehrer hinunterbeugte und eindringlich mit ihm sprach. Der alte Mann nickte, er blickte kurz auf und mahlte mit den Kiefern.

Die Kellnerin brachte dem Schriftsteller das Glas Wein und schob den Rechnungszettel zu dem anderen unter den Aschenbecher. Dann ging sie an der Theke entlang in Richtung Tür und stellte ein Glas Bier auf den Tisch des Straßenkehrers, ohne einen Strich auf den Pappdeckel zu machen. Der Straßenkehrer hob das Glas, hielt es vor sich in Augenhöhe und nickte zweimal sehr bedächtig und sehr feierlich zu dem Schriftsteller hinüber. Der hob ebenfalls sein Glas und prostete dem Straßenkehrer zu. Beide tranken die randgefüllten Gläser vorsichtig ab, blickten einander nochmals an und stellten die Gläser auf die Tische zurück.

Der Straßenkehrer kaute das Bier, er schloß die Kiefer und spürte, wie sich seine fünf Zähne über die Oberlippe schoben. Es war ein vertrautes Gefühl, und er dachte:

›Ein netter Mann. Gib mir einfach ein Bier aus, obwohl er mich gar nicht kennt. Wahrscheinlich weiß er nicht einmal, daß ich seine Straße kehre. Wirklich, ein netter Mann, gibt mir einfach das Bier aus, obwohl er mich gar nicht kennt. Eigentlich würde ich ihn gerne kennen. Morgen werde ich den Platz vor seinem Haus besonders gut kehren. Ein netter Mann, gibt mir einfach ein Bier aus.«

Und der Schriftsteller dachte: